Familienblätter
Sonntags-Beilage der Posener Zeitung.

Nr. 16. Posen, den 19. April. 1896.

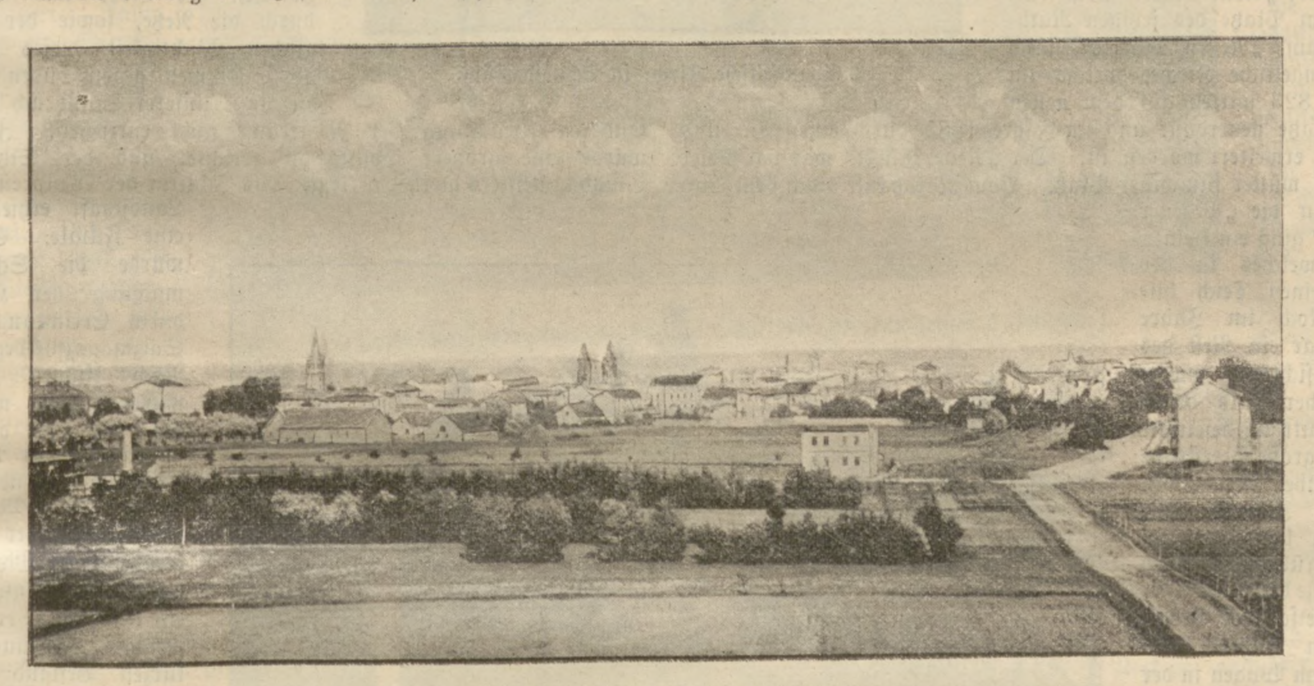
Städtebilder aus der Provinz Posen.

Schneidemühl in Wort und Bild.*)

Von E. L.

(Nachdruck des Textes und Vervielfältigung der Illustrationen verboten.)

Vor 2000 Jahren war die Gegend von Schneidemühl ein Urwald, das Stadtgebiet selbst bestand nur aus Wald und Bruch. Die ersten Spuren der Entstehung unseres Ortes sind in der östlichen Häuserreihe des „Alten Marktes" zu suchen, wo einige Fischerhütten die Straße begrenzten, welche am rechten Ufer der Küddow entlang von Jastrow nach Usch führte. Es steht fest, daß in frühester Zeit zur Verbindung des Römerlagers zwischen Brostow und Grabow und dem Lager bei Dt. Krone hierorts ein Uebergang über den Küddowfluß bestand. Das Land und Volk, welches hier heimisch war, wird von Plinius „Burgund und Burgunder" genannt und gehört zu dem großen Reiche der Goten. Im 4. Jahrhundert zogen die Bewohner dieser Gegend nach dem Rhein und der Mosel. Nach den Untersuchungen von Obermüller bestand die Urbevölkerung aus Wenden, ihnen folgten die Griechen und später die Polen.



1. Ansicht von Schneidemühl.

Die erste hiesige Ansiedlung hatte sich im Laufe der Jahrhunderte zwar etwas, aber nicht bedeutend ausgedehnt. Erst nach Einführung der christlichen Religion und insbesondere nach der Erhebung des Ortes zur Stadt durch das Privilegium der Königin Hedwig von Ungarn vom Jahre 1380, welche auch den Bau der katholischen Kirche, von welcher jetzt noch einige Mauertheile vorhanden sind, befahl, ist das Vorhandensein einer den damaligen Zuständen entsprechenden Stadtverwaltung anzunehmen. Ein zweites wichtiges Privilegium datirt aus dem Jahre 1513 vom König Sigismund I. Die Stadt war der Krone gehörig und wurde später dem Amtsbezirk Zelgniewo (Selgenau) sowie der Starostei Uscz (Usch) zugetheilt. Sie erhielt eine den größeren Stadten Polens analoge Verfassung: einen Advocatus als Richter, einen Capitaneus, welcher der Starost von Uscz, resp. sein Stellvertreter, der Amtmann der

*) Die Illustrationen 1—3 und 5 sind nach Aufnahmen des photographischen Ateliers Oskar Merkel, die Illustration 4 nach einer Aufnahme des Malers und Photographen Graczynski in Schneidemühl hergestellt. — Red.

Domaine Zelgniewo war, und einen Burggravius als Executor in Verwaltungssachen. Die eigentliche städtische Verwaltung wurde von einem Proconsul (Bürgermeister), dem Scabini (Schöffen) zur Seite standen, gehandhabt.

Die Gebäude der Stadt waren sogenannte Blockhäuser mit Strohdächern. Erst in späterer Zeit wurden Häuser von Fachwerk erbaut. Im 14. Jahrhundert wurde in Schneidemühl die erste Schneide- oder Sägemühle erbaut, welche mehrmals abbrannte und zuletzt im Jahre 1815 massiv aufgebaut, zu einer Mahlmühle umgewandelt und unter dem Namen „Stadtmühle" noch vorhanden ist. Diese hat wahrscheinlich der Stadt den Namen gegeben. Mit dem Bau dieser Mühle wurde der Bau von Arbeiterwohnungen nöthig, und es entstanden die Gebäude am „Alten Markte" und in der großen Kirchenstraße. Am Ende der letzteren Straße, auf dem jetzigen Wilhelmsplatze, gestattete man die Ansiedelung eingewanderter Juden, welche dort regellos umhergestreute Hütten aufführten. Ein Edikt, dessen Original noch vorhanden ist, untersagte damals die Ansiedelung auf christlichen Grundstücken bei Leibes- und Todesstrafe.



2. Evangelische Kirche in Schneidemühl.

Durch die Zunahme der Bevölkerung wurde eine Erweiterung des zu bebauenden Gebietes nöthig und wahrscheinlich unter dem Beirathe und Einflusse protestantischer deutscher Bürger der „Neue Markt" abgesteckt. Auf dem Platze des jetzigen Rathhauses am „Neuen Markte" stand die evangelische Kirche, welche im Jahre 1823 mitten auf dem neuen Marktplatze neuerbaut und im Jahre 1885 durch einen An- und Ausbau erweitert worden ist. Der „Neue Markt" war vor dieser Zeit ein wüster sumpfiger Platz. Vom Rathhause nach dem Eingange in die „Posener Straße" ging ein kleines Fließ, welches in der Mitte einen Teich bildete. Noch im Jahre 1828 war ein Rest des Teiches sichtbar, wurde dann aber bald durch Sandschüttung beseitigt. Die große Heerstraße führte über den Platz.



3. Taubstummenanstalt in Schneidemühl.

Der Zustand der Straßen ließ viel zu wünschen übrig. Friedrich der Große blieb bei seiner ersten Reise nach Bromberg im Jahre 1773 mit seinem Wagen in der Milchstraße oder auf dem Markte stecken. Als der König den Bürgermeister wegen der schlechten Straßenunterhaltung züchtigen wollte, rief letzterer, der sich hinter einem Holzhaufen versteckt gehalten hatte: „Ich habe Sr. Majestät bereits mehrfach Anzeige gemacht und um Verfügung gebeten." Von Bromberg aus ließ der König Nachfrage halten und gab sofort Befehl, daß in Schneidemühl für die Verbesserung der Straßen gesorgt werde. Auf dem Rückwege nahm der König Absteigequartier in Brostowo und fuhr dann von Erpel über eine damals über die Küddow bei Motylewo erbaute Brücke (das jetzige städtische Forstetablissement Motylewobrück) nach Kattun an Schneidemühl vorbei.

Die Große Kirchenstraße wurde durch die Kleine Kirchenstraße mit dem neuen Markte verbunden. Von der Nordseite des neuen Marktes führte eine ungepflasterte bei Regenwetter nicht zu passirende Straße nach Jastrow. Friedrich der Große hatte in weiser Berücksichtigung der Verhältnisse, namentlich wegen der Vergewaltigungen des polnischen Adels, welcher sich nicht scheute, Einbrüche in das schon alte preußische Gebiet zu wagen, die kleinen Städte mit Garnisonen belegen lassen. Nach Schneidemühl kam das Usedom'sche Husaren-Regiment. Der Mangel an Quartieren wurde Ursache zur Anlegung der Friedrichstraße, wozu Hilfsgelder den Bauenden aus dem Servisfonds gewährt wurden. Der Weg am Ende der Friedrichstraße nach dem Stadtberge (Berliner Vorstadt) wurde im Jahre 1816 auf Staatskosten angelegt, die Chaussee später. Auf dem Platze des Landgerichtsgebäudes stand das Kommandeurhaus, und auf dem Platze des Samuelsohn'schen Speichers befand sich die Hauptwache.

Bis vor 100 Jahren war unsere Stadt nicht viel besser als ein großes Dorf. Mit der Besitznahme Westpreußens und in Berücksichtigung der Wichtigkeit der Wasserverbindung zwischen der Oder und Weichsel durch die Netze, sowie der strategischen Wichtigkeit dieses Flusses als Schutzwehr gegen Süden, konnte die Lage unserer Stadt sich der besonderen Beachtung der Regierung nicht entziehen. Zunächst wurde eine größere Poststation errichtet und der Sitz eines Landbaumeisters hierher verlegt. Das Institut der Westpreußischen Landschaft erhielt hier eine Filiale. Sodann wurde die Schiffbarmachung der Küddow durch Errichtung eines Salzmagazins begonnen. Nach einigen Jahren wurde aber, nachdem man sich von der Unmöglichkeit des Wassertransports überzeugt hatte, die Magazingebäude wieder abgebrochen und in Motylewo aufgebaut. Ebenso wurde ein Gestüt errichtet, welches aber auch nur kurzen Bestand hatte. Eine Lederfabrik wurde mit Unterstützung der Regierung angelegt. Bis zum Jahre 1805 bestand hier auch ein Woll- und Ledermarkt. Die polnische Regierung von 1807 bis 1815 hatte die Handelsverhältnisse jedoch so geändert, daß dieser einst lebhafte Markt verfiel und ein Versuch, solchen im Jahre 1829 wieder zu beleben, mißglückte.

Im Jahre 1806 zählte Schneidemühl 2519 Einwohner. Die Kriegswirren und Heereszüge brachten die Stadt wieder herunter. Nach Wiederherstellung der Ordnung im Jahre 1816

wurde das vereinigte Landrathsamt der Kreise Chodziesen (Kolmar i. P.) und Czarnikau hierher verlegt, wo es bis zum Jahre 1821 verblieb und dann wieder getheilt nach Chodziesen und Czarnikau kam Um das Jahr 1818 wurde hier ein Landgericht für die Kreise Wirsitz, Chodziesen und Czarnikau installirt und die Entwickelung der Stadt hierdurch mächtig gefördert. Die industriellen Unternehmungen waren aber von keiner Bedeutung; nur der Wollhandel erhielt sich lebhaft. Bis zum Jahre 1833 befanden sich in Schneidemühl nur 3 massive Wohnhäuser. Das Tausend Mauersteine kostete 18 bis 20 Thaler, ein Preis, welcher für die Bürger unerschwinglich war. Erst nach dem Jahre 1834, in welchem beinahe ganz Schneidemühl durch eine Feuersbrunst in Asche gelegt wurde, hob sich die Industrie. Es entfaltete sich eine rege Bauthätigkeit. Die Ziegelsteine wurden durch die Errichtung einer Ziegelei auf dem Stadtberge billiger. Die Straßen wurden regulirt und trocken gelegt. Es entstanden demzufolge die Posener-, Jastrower-, Wilhelm-, Zeughaus-, Hoffel- und Brückenstraße. Schneidemühl erhielt ein schöneres Ansehen.

Durch Brandentschädigungsgelder, milde Beiträge von auswärts und eine Staatsunterstützung wurden 187 000 Thaler zusammengebracht, welche Summe es den Bürgern ermöglichte, eine große Zahl schöner Häuser zu errichten.

Anfangs der vierziger Jahre war das Bezirkskommando hierher verlegt. Das Landwehrzeughaus ist in den Jahren 1843 und 1844 aus Staatsmitteln erbaut. Das Bauterrain hat die Stadtgemeinde unentgeltlich hergegeben. Im Jahre 1844 gründete der Prediger Czerski, welcher bis dahin an der hiesigen katholischen Kirche als Vikar wirkte, eine neue Gemeinde, die „christlich-apostolisch-katholische“, auch „deutsch-katholische“ Gemeinde genannt. Er fand zahlreiche Anhänger und brachte bald so viele Mittel zusammen, daß er eine eigene Kirche auf dem Alten Markte erbauen konnte. Seit seinem Tode im Jahre 1892 hört man nichts mehr von seiner Gemeinde. Die Kirche wird von der altlutherischen Gemeinde benutzt.

Den bedeutendsten Einfluß auf die Hebung der Stadt hatte zweifellos der Bau der Ostbahn, deren Eröffnung für die Strecke Kreuz - Schneidemühl - Bromberg am 27. Juli 1851 erfolgte. Im Jahre 1848 fand in Schneidemühl die Versammlung der Westhälfte des Netzelandes statt, um der beabsichtigten Polonisirung entgegenzutreten. In der Stadt hatte sich schnell ein Ausschuß zur Wahrung der Rechte der Deutschen und eine Bürgerwehr von 250 Mann gebildet. Obschon ca. 180 Soldaten in der Stadt lagen, mußten die Einwohner fortwährend vor einem polnischen Ueberfall auf der Hut sein, da Graf Bninski mit einem Heerhaufen von 2000 Mann einen Handstreich gegen die Stadt beabsichtigte. Die standhafte Haltung der Bürger half damals mit, die Provinz Posen dem Deutschthum zu erhalten. Durch Kabinetsordre vom 26. April 1855 wurde Schneidemühl Garnisonsort für 2 Escadrons des 1. Pommerschen Ulanen-Regiments Nr. 4, verlor jedoch die Garnison nach dem Feldzuge 1870/71. Erst nach langen Bemühungen gelang es, wieder Militär hierher zu bekommen. Im Jahre 1893 wurde das 3. Bataillon des 129. Infanterie-Regiments von Bromberg nach hier verlegt, welches zunächst in Bürgerquartieren Wohnung nahm, seit dem 1. Juli v. Js. jedoch die geräumige neue Kaserne bezogen hat. Es ist begründete Aussicht vorhanden, daß in Kürze das ganze Regiment hierher verlegt wird.

Im Jahre 1869 wurde die seit 1858 hier bestehende höhere Knabenschule als vollständiges Gymnasium anerkannt. Die ebenfalls im Jahre 1858 gegründete Töchterschule ward im Jahre 1885 eine vollständige höhere Töchterschule und erhielt durch Kabinetsordre vom 28. April 1890 die Bezeichnung „Kaiserin Auguste-Victoria-Schule.“ Am 1. April 1872 konnte der im Jahre 1870 begonnene Bau der Provinzial-Taubstummen-Anstalt seiner Bestimmung übergeben werden. In den Jahren 1890 und 1891 wurden die hiesigen Sozietätsschulen in Gemeindeschulen umgewandelt und bald darauf für die Vorstadtschulen neue imposante Schulhäuser errichtet. Gasbeleuchtung besitzt die Stadt seit dem Jahre 1871. Die Gasanstalt gehört der Thüringer Gasgesellschaft, welche vom Jahre 1901 von der Stadt übernommen werden kann. Am 1. Oktober 1879 wurde infolge der Gerichtsorganisation das bisherige Kreis- und Schwurgericht durch ein Land- und Schwurgericht ersetzt. Am 15. Mai 1879 erfolgte die Inbetriebsetzung der Eisenbahnlinie Posen-Schneidemühl-Neustettin und im November 1881 die der Strecke Schneidemühl-Dt.-Krone, welche jetzt über Callies bis Stargard resp. Arnswalde fortgeführt wird.

4. Der Unglücksbrunnen in Schneidemühl beim Beginn seiner Thätigkeit.

Eine große Ueberschwemmungsnoth suchte die Stadt im März 1888 heim. Infolge des anhaltenden mit Regengüssen verbundenen Thauwetters stand das ganze Küddowthal unter Wasser. Den Höhepunkt erreichte die Ueberschwemmung am 31. März 1888. Die meisten Straßen des östlichen Stadtgebietes waren unter Wasser, nur der Alte und Neue Markt und die westlich an diese Plätze stoßenden Straßen sowie die westliche Seite des Wilhelmsplatzes blieben vom Wasser frei. In der Mühlenstraße und auf dem Kreuzungspunkte der 5 Straßen in der Posener Vorstadt stand das Wasser bis 1,85 m über der Krone der Straßendämme. Der Verkehr nach der Bromberger Vorstadt mußte durch einen Prahm vermittelt werden, welcher wegen der reißenden Strömung des Hochwassers nur an einem starken, beide Ufern verbindenden Tau ohne Gefahr zu benutzen war. Gegen 20 Gebäude waren eingestürzt und eine große Zahl anderer schwer beschädigt. Ungefähr 2000 Personen wurden obdachlos. Einem Aufrufe zur Unterstützung der Verunglückten leistete man in allen Theilen des deutschen Vaterlandes Folge; auch der Staat versagte seine Hilfe nicht, so daß den Ueberschwemmten 332 095 Mk. d. i. 62% des ermittelten Schadens zu Gute gekommen sind.

Im Jahre 1889 begann der Bau eines städtischen Schlachthauses, welches am 1. Juli 1890 eröffnet wurde. Dasselbe ist elektrisch beleuchtet, mit einer Fleischkühlanlage und den neuesten maschinellen Einrichtungen versehen.

Schwer heimgesucht wurde die Stadt im Jahre 1893 durch das „Brunnenunglück“, dessen Kunde weit über die Grenze unseres Vaterlandes hinaus drang. An der Ecke der Großen und Kleinen Kirchenstraße befand sich ein Brunnen, dessen Wasser in sanitärer Beziehung zu wünschen übrig ließ. Durch Tiefbohrung glaubte man besseres Wasser zu gewinnen. Man beabsichtigte, dort einen artesischen Brunnen anzulegen, wie die Stadt deren schon mehrere besaß. Da sprudelte mit ungeheurer Macht ca. 10 Meter hoch ein armdicker Strahl aus dem Bohrloche, welcher große Mengen Sandes mit sich führte. Alle Bemühungen, des Wassers Herr zu werden, waren zunächst fruchtlos. In einem Zeitraum von 5 Wochen wurden ca. 8400 cbm Erde ausgeschwemmt. Das hierdurch verursachte Unheil spottet jeder Beschreibung. Der Erdboden klaffte auseinander, das Straßenpflaster und die Trottoirplaten hoben sich und bildeten Hügel mit hohlen Räumen; andrerseits traten Bodensenkungen bis zu 1 m ein. Die Gebäude barsten auseinander und stürzten zum Theil zusammen, die noch stehen gebliebenen mußten größtentheils gesprengt und abgetragen werden. Wie es schließlich gelang, das Wasser durch Verschüttung des Brunnens zu bändigen, ist wohl noch in aller Erinnerung. 20 Grundstücke, darunter werthvolle 2- und 3stöckige Häuser, waren von dem Unglück betroffen, 86 Familien mit 327 Köpfen obdachlos. Der entstandene Gebäudeschaden betrug 459 412 Mk. Zur Milderung des Elends wurde ein Aufruf erlassen, welcher, dank der thatbereiten Theilnahme unserer deutschen Landsleute bis jenseits des Oceans, ungewöhnlichen Erfolg hatte. Hierzu kam der Ertrag einer staatlich konzessionirten Lotterie und eine von der Stadt bewilligte Summe von 30 000 Mk., wodurch es gelang, die vom Unglück Betroffenen vollauf zu entschädigen.

5. Große Kirchenstraße in Schneidemühl nach dem Brunnenunglück.
(Neu erbaut 1894 und 1895.)

Diese Katastrophe, sowohl wie die bereits erwähnten, waren der Weiterentwickelung der Stadt nicht hinderlich, haben im Gegentheil dazu beigetragen, sie zu verbessern und zu verschönern. Der große Brand im Jahre 1834 gab die Veranlassung zur Regelung und Entwässerung der Straße; auf der Stelle der durch die Ueberschwemmung zerstörten Gebäude entstanden neue und schönere Häuser und aus den Ruinen der Brunnenunglücksstätte wachsen jetzt wahre Prachtbauten empor. Aber auch in allen anderen Theilen der Stadt rührt sich eine lebhafte Bauthätigkeit. Es soll Raum geschafft werden für die so rapide sich vermehrende Einwohnerzahl, die voraussichtlich noch auf lange Zeit hinaus in demselben Maße steigen wird. Hat sich dieselbe doch seit dem Jahre 1875 nahezu verdoppelt. Sie beträgt nach der im vorigen Jahre vorgenommenen Volkszählung 17058 Seelen.

Holla-Ho!

Süd-Limburgische Novelle von Emilie Seipgens. Autorisirte Uebersetzung von Max Stern.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Was hat der Bengel Dir nur immer zu erzählen?“ fragte Matthias, als er Gustchen zwischen zwei Tänzen wieder habhaft geworden war.

„Ich weiß nicht“, antwortete sie, „allerlei dummes Zeug und dumme Witze. Er will mir schreiben, und ich soll mit Vater nach Aachen kommen . . .“

„Wenn er Dir noch einmal kommt, schlage ich ihn ins Gesicht“, drohte er.

„Ich will auch nicht mehr mit ihm tanzen“, sagte sie leise.

Als die letzte Quadrille getanzt wurde, es war ungefähr zehn Uhr und das Fest neigte sich zum Ende, sorgte Martin Schlenters, daß er wieder in dasselbe Quarré kam, in welchem Matthias mit Gustchen Aufstellung genommen hatte. Er sprang und hüpfte wieder auf die possirlichste Weise, beobachtete aber den größten Ernst und die höflichsten Manieren, wenn er mit Gustchen an der Reihe war. Es konnte niemand entgehen, daß er sie anders behandelte wie die übrigen jungen Mädchen. Matthias suchte seine Wuth zu verbeißen. Die Quadrille endigte mit einer Galoppade, bei welcher die Herren stets mit ihren Damen wechselten. Gustchen war endlich Martin zugefallen; bevor er sie aber dem Folgenden abtrat, hob er das junge Mädchen unter einem lauten „Hopsasa“, ihre Taille mit kräftigen Händen fassend, von der Erde auf und hielt sie einige Augenblicke steif in die Höhe. Sie war genöthigt, um nicht zu fallen, ihre Arme um seinen Kopf zu schlingen.

In dem Moment, wo Martin sie zur Erde setzte und mit einer tiefen Verbeugung „Danke schön“ rief, sprang Matthias auf ihn zu. Seine Augen schossen Feuer, seine Fäuste waren geballt, und mit einem Fluch auf den Lippen erhob er den rechten Arm gegen die Brust des Muthwilligen. Mit einem Blick hatte Martin ihn aber bemerkt, den Schlag abgewehrt und mit einem behenden Ausfall Matthias einen Stoß gegen das Kinn gegeben, daß dieser hintenüber taumelte.

Es entstand ein allgemeiner Tumult, alle standen auf, die jungen Mädchen stoben auseinander. Jäger Buts sprang zwischen die Streitenden, aber schon hatte Peter Dols Martin umfaßt, der sich auf Matthias stürzen wollte, während dieser, der sich inzwischen wieder aufgerichtet hatte, durch andere zurückgehalten wurde. Er raste und tobte und schäumte vor Wuth.

„Schwerenoth und kein Ende!“ rief Buts, „immer gemüthlich! sage ich. Wenn es was zu hauen giebt, will ich auch mit dabei sein.“ Sein Kopf glühte und sein Gang war unsicher.

Die Festfreude war aus, an Tanzen wurde nicht mehr gedacht! Einigermaßen zur Ruhe gebracht, verließ Martin Schlenters mißmuthig und mit allerlei Drohungen den Tanzsaal. Alles hatte sich erhoben und rüstete sich zum Aufbruch.

„Es ist Zeit, nach Haus zu gehen“, flüsterte Peter Dols Gustchen zu, „Dein Vater hat reichlich genug getrunken.“

Draußen angekommen, nahm er Buts unter den Arm, Matthias folgte mit Gustchen und Mariechen. Gustchen weinte helle Thränen; ihr Verdruß schnitt Matthias durchs Herz. Wie anders war die Tanzpartie abgelaufen, als er sich's an jenem Abend vorgestellt, wo er gerufen hatte: „Und Gustchen Buts kommt auch!“, wie anders, als sie zusammen Polka, Walzer und Quadrille eingeübt. Jetzt war es ihm auf einmal, als wenn er ihr unrecht gethan, als wenn er ihr alles Vergnügen verdorben hätte.

„Was hätte ich denn thun sollen, Gustchen?“ fragte er in seinem Schmerz und Unmuth. „Hätte ich denn erlauben sollen, daß der Geck mit Dir anfing, was er wollte?“

Buts, dessen gute Laune durch das Trinken nicht beeinträchtigt war, hörte diese Worte und antwortete halb scherzend, halb im Ernst:

„Ach was! . . . Das junge Blut, das junge Blut! . . . Warum mußtest Du gleich so böse werden, es war doch nur ein Spaß, eine Artigkeit! Du mußt noch Gemüthlichkeit lernen!“

Bei Buts' Wohnung mußte geschieden sein. Matthias fühlte sich dem Weinen nahe, als er Gustchen die Hand drückte und gute Nacht wünschte, und sie verbarg das thränende Antlitz in ihrer Schürze.

Zu Hause angekommen, fand er nur seine Schwester Marianne noch auf. Sie hatte mit Andreas ihren Vater, der, als er das Vorgefallene vernahm, sehr böse geworden war, mit guten Worten ins Bett getrieben.

Auch Matthias begab sich jetzt zur Ruhe, aber er konnte nicht schlafen. Allerlei Gedanken gingen ihm durch den Kopf. Es war etwas in seiner jungen, ehrlichen Seele, das ihm sagte, das er möglicherweise im Unrecht gewesen sei, daß er, mit Gebräuchen und Manieren noch zu wenig bekannt, wahrscheinlich in sträflicher Unbesonnenheit gehandelt habe, in jedem Fall, daß der Schein gegen ihn war. Aber was hätte er denn thun sollen, als der fremde Gast die Hand an Gustchen legte, sie umfaßte und von der Erde aufhob? Was ihm auf einmal keine Ruhe mehr ließ, das war das stolze, zustimmende Kopfnicken von Buts, als Martin Schlenters ihm sagte, daß Gustchen „ein famoses Mädel“ sei, und dann Buts' verweisende Frage: Warum er gleich so böse geworden wäre? Hatte Buts nicht recht gehabt mit der Frage? Welches Recht hatte er an Gustchen? Hatte er ihr jemals irgend etwas gesagt und hatte sie ihm jemals irgend etwas versprochen? Jetzt fühlte er klar und deutlich, was er ihr sagen mußte und wollte. Doch unmittelbar darauf malte seine Jünglingsphantasie sich das Aergste aus. Er sah Buts wieder an demselben Tisch mit Martin sitzen, wo sie lachten und scherzten und Glas auf Glas leerten. War es nicht natürlich, daß er Martin den Vorzug geben würde, wenn dieser auch um Gustchen anhalten sollte? Was war er gegen Martin, den Reichsten im ganzen Dorfe. Und Gustchen! Gustchen! Wie dachte sie, wie würde sie sich entscheiden? . . . Würde ihr Vater sie zwingen, Martin zu heirathen, — oder würde sie womöglich selbst . . .? Was bedeuteten ihre Thränen beim Heimweg? Auf dem ganzen Wege hatte sie kein Wort gesprochen! . . . Warum hatte sie nichts gesagt? Morgen, sofort morgen früh wollte er zu Buts, zu Gustchen gehen . . . . Es mußte Klarheit werden zwischen ihnen! . . .

Des anderen Tages ging Matthias doch nicht gleich zu Buts, er zitterte davor, sein Todesurtheil zu hören. Es war, als wenn ihm der Kopf bersten wollte, als wenn er nicht mehr denken konnte. Ganz früh am Morgen ging er auf die Straße und lief wüthend durch das Dorf. Wehe, wenn er dem verfluchten Preußen begegnete! Wo der war, konnte er nicht mehr leben, das war die Ueberzeugung, zu der er gelangt war.

Er begegnete verschiedenen Freunden und Bekannten. Die meisten lachten ihn aus.

„Der Martin ist nicht ohne“, sagte der eine.

„Das Gustchen, das Gustchen“, scherzte ein anderer.

Andere hatten ein tadelndes Wort für ihn: er wäre zu heftig und müsse noch viel lernen, übrigens der Knuff von Martin werde ihn wohl nicht dümmer gemacht haben!

Das alles reizte Matthias noch mehr. Er ging nicht nach Hause zum Essen. Er wankte zum Dorf hinaus, auf den Berg — aber nicht nach der Kiesgrube, sondern nach der anderen Seite wandte er sich, wo Schlenters Hof hoch oben im Grünen, fast auf der Spitze des Berges lag. Auf halber Höhe legte er sich nieder, da, wo eine Krümmung ihm erlaubte, den ganzen Weg zu übersehen. Wie lange er da gelegen hatte, er wußte es selbst nicht, endlich sah er ein offenes Wägelchen von Schlenters Hof langsam auf der baumbepflanzten Straße herankommen. Deutlich erkannte er Martin, der die Zügel führte, und den Knecht, der neben ihm saß. Der Wagen schlug den Weg ein, der bergaufwärts führt nach Aachen zu, und verlor sich bald hinter den dunkeln Tannen.

„Hol' Dich der Satan!“ raste Matthias, dem verschwindenden Gefährt mit der Faust drohend. Und nochmals fühlte er knirschend seine Machtlosigkeit gegenüber diesem Feinde, der ihm da in der Ferne entschlüpfte.

Dann stand er auf und fühlte, daß er hungrig war. Wohin er wollte, wußte er noch nicht. Nochmals warf er einen Blick auf den langen braungelben Weg, der da vor ihm zur Höhe führte. Dann sah er zwei Männer, die von oben herab kamen; er erkannte sie — es waren zwei Grenzaufseher aus Gulpen. Was wollten sie heute — am Kirmestage? Unwillkürlich duckte er sich ins Unterholz und wartete. Die Aufseher gingen an ihm vorbei und schlugen dann einen Fußpfad rechter Hand ein, der hinter dem Dorfe herum an die belgische Grenze führte.

Matthias verfolgte sie mit Luchsaugen; dann horchte er auf den Schlag der Kirchenuhr, die drei Uhr meldete.

In demselben Augenblick hörte er ganz in der Ferne auf der anderen Seite des Berges Gustchens Schrei: „Holla-ho!“

Was war das? . . . Sollte Buts heute einen Zug über die Grenze wagen? . . . Am Kirmestage — das war doch nicht denkbar . . . oder sollte er gerade diesen Tag gewählt haben, um die Grenzaufseher leichter zu überlisten? . . .

Er rannte rasch zum Dorfe hin; niemand war auf der Straße. Aus der Kirche schallten Orgeltöne — alle mußten zum Nachmittagsgottesdienst sein. Er klopfte an Buts Wohnung, fand sie aber verschlossen und leer. Rasch eilte er den Berg hinan; da er sie in der Kiesgrube nicht fand, suchte er höher auf dem Fahrweg.

Als er sie endlich auf dem einsamen, grünen Wege mit der Kuh vor sich stehen sah, in ihrem verschossenen Röckchen und den kurzen Hemdsärmeln, war es ihm, als wäre der gestrige Abend nur ein banger Traum gewesen, der ihn einen Augenblick gequält hatte. Strahlend sah er sie an. Doch sah er recht? . . . Etwas Ernstes, Trauriges lag auf ihrem Gesicht, etwas, das sie früher nicht hatte, wenn die blanken Zähne durch das Lächeln blinkten, mit dem sie ihn empfing. Erschreckt blieb er stehen und starrte sie an. Es war auch, als wenn sie schlanker und größer, als ob sie ein Jahr älter geworden war. Dann öffneten sich ihre Lippen zu einem Lachen, aber es war ein gemachtes Lachen, wie um ihn zu beruhigen, und es kam ihm dadurch ganz wehmüthig vor.

„Gustchen, Gustchen!“ rief er, „wo ist Vater?“

„Nach Reinersdaal, Spitzen holen“, antwortete sie.

„Heute, am Kirmes-Sonntag?“

„Ja“, nickte sie.

„Und hat er nicht gesagt, daß ich ihm nachkommen soll?“

„Nein“, schüttelte sie den Kopf.

„Warum nicht? . . . warum nicht, Gustchen?“ wiederholte er in höchster Aufregung.

Sie zuckte die Achseln zum Zeichen, daß sie das nicht wisse.

„Ich muß ihm nach, ich muß bei ihm sein, die Grenzwächter sind ihm auf der Fährte.“

„Die Grenzwächter?“ rief sie erschrocken.

„Ja“, bestätigte er. „Um welche Zeit kommt er zurück? . . Ich muß ihn warnen, ehe er über den Grenzpfahl kommt.“

„Um sechs Uhr“, antwortete sie.

„Dann habe ich noch Zeit.“ Er setzte sich ins Gras und fühlte, daß er ausgehungert war. „Ich habe den ganzen Tag noch nichts gegessen“, sagte er.

Ohne sich zu verwundern oder nach Grund und Ursache zu fragen, bückte sie sich zur Seite und nahm eine dicke Schnitte Schwarzbrod aus einem bunten Tuch.

„Da“, sagte sie, ihm dieselbe anbietend.

„Dann hast Du aber selbst nichts“, stotterte er.

„Das macht nichts. Ich werde nach Haus gehen, wenn ich hungrig werde.“

„Hast Du schon gegessen?“ fragte er.

Sie schüttelte den Kopf.

„Warum nicht?“ fragte er nochmals.

Und nochmals zuckte sie einfach die Achseln. Er nahm das Brod und aß; doch nach dem ersten Bissen hielt er wieder ein und sah ihr in das ernste Gesicht.

„Gustchen“, rief er dann, „Du hast etwas! . . . Was ist es, sag' es mir . . . habe ich Dir etwas gethan? . . .“

Sie schüttelte verneinend den Kopf und bog ihn zur Seite, wie um eine Röthe zu verbergen.

„Nein“, sagte sie, „aber ich kann Dich nicht mehr rufen.“ . .

„Nicht mehr rufen?“ wiederholte er bestürzt. „Und warum nicht?“

„Was werden die Leute wohl sagen?“

„Die Leute? . . die Leute?“ fragte er, „was gehen uns die Leute an?“ Und er aß weiter.

Sie schwieg erröthend.

„Die Leute? . . .“ murmelte er und er dachte dabei an seinen Vater, dann an Martin Schlenters. Eine plötzliche Wuth überkam ihn.

* * *

Es war Abend geworden, und Gustchen saß wartend in ihrem Häuschen am Ende des Dorfs. Der Tag war heiß gewesen, aber in dem Hüttchen im Schatten des Nußbaums war es kühl. Sie hatte das Seitenfenster geöffnet, von dem aus man den auf den Berg führenden Hohlweg übersehen konnte. Die Sonne ging langsam unter und warf ihre roth schillernde Gluth über das Thal, das sie eben noch in seiner ganzen Länge beleuchtete. Zwischen den langen, dunklen Schatten der Bäume spielten ihre Strahlen wie Purpur und Gold.

Aber Gustchen dachte nur an ihn, an den üppig grünen Weg, wo sie mit ihm im vollen Sonnenlicht gestanden, wie er ihr seine Liebe ins Ohr geflüstert, sie fühlte noch, wie ihre Brust an der seinen ruhte, fühlte die feurigen Küsse, die er auf ihre Lippen gedrückt hatte. Dann dachte sie an die Grenzjäger, vor denen er ihren Vater warnen wollte. Aber der Vater war ihnen schon so oft entkommen — er brauchte nur die geschmuggelte Waare wegzuwerfen, an einer der vielen sicheren Stellen zu verbergen, was ihm heute bequemer als sonst gemacht, da er gewarnt worden war. . . . Möglicherweise waren sie wieder eine größere Strecke zurückgegangen. . . . Die Schatten wurden dunkler und eine graue Dämmerung vertrieb das Sonnengold. Es wurde spät, später als sie gedacht.

Aber sie blieb sitzen und sann weiter. Bald würden sie sicher kommen, ihr Vater voller Freude, nun er alles wußte, und er, Matthias, würde sie wieder in seine Arme schließen und küssen, eine keusche, heilige Umarmung in Gegenwart des Vaters . . . . !

Auf einmal sah Gustchen eine dunkle Menschengruppe den Hohlweg herabkommen. Sie näherte sich langsam, schweigend. Gustchen sprang auf und schnellte zur Thür. Ihr ängstlich forschender Blick unterschied drei Männer, die eine Bahre aus rauhen Baumästen und grünen Blättern trugen, auf welcher ein menschliches Wesen ausgestreckt lag. Einer der vorderen Träger war Matthias. Mit einem gellenden Schrei eilte Gustchen an die Bahre.

„Vater! Vater!“ rief sie, die Hände ringend.

„Sie haben mir die Knochen kaput geschossen!“ klagte Buts wüthend.

„Du großer Gott! . . . . Matthias! . . . . Matthias!“ schluchzte Gustchen und sah ihn mit ihren großen, thränengefüllten Augen an.

Aber Matthias konnte noch nicht antworten. Mit einem halbunterdrückten Fluch nahm er den Hut ab und trocknete sich die Stirn. Der Verwundete wurde hereingebracht und auf Gustchens Flehen um Hilfe versicherten die Grenzjäger, die direkt nach Gulpen zurückkehrten, sofort den Doktor senden zu wollen.

Als Matthias endlich wieder sprechen konnte, vernahm Gustchen alles. Buts war schon wieder diesseits der Grenzpfähle auf niederländischem Gebiet, als Matthias ihn zu sehen bekam. „Zurück zurück!“ rief er ihm zu, mit der Hand winkend. In demselben Augenblick erschienen hinter Buts die Beamten und riefen: Halt! Unmittelbar darauf warfen wie auf Verabredung Buts und Matthias sich zur Erde und krochen auf Händen und Füßen durch das Unterholz fort, in der Hoffnung, noch zu entkommen. Noch zweimal erklang das „Halt!“ immer näher, und Matthias hörte deutlich, wie die Verfolger dicht hinter ihnen herkamen. Dann fiel ein Schuß. „O weh, ich bin getroffen!“ schrie Buts, der sich nicht mehr fortbewegen konnte. In diesem Augenblicke wurden Buts und auch er gefaßt, es wurde ihnen der Prozeß angesagt, in aller Eile eine Bahre zusammengeflochten und Buts nach Haus transportirt.

Während Matthias erzählte, wusch Gustchen ihrem Vater die Wunde, der wehklagend und auf die verdammten Grünröcke fluchend, alles bestätigte, was Matthias sagte. Die Wunde, die sich unter der Höhle der Kniescheibe befand, war nicht groß aber die Kugel schien ziemlich tief eingedrungen zu sein, und Buts litt heftige Schmerzen.

(Fortsetzung folgt.)

Mein Stammbaum.

Von Vincenz Chiavacci. (Nachdruck verboten.)

Wenn man den 46. Tunnel überstanden hat, so eröffnet sich dem von Bologna kommenden Reisenden ein entzückender Blick in das paradiesische Gartenland Toscanas. Gleich hinter Pracchia, wo die gewaltige Apenninenbahn ihren höchsten Punkt erreicht, schweift das Auge über das Val di Brana hinaus in die weite, von einzelnen Hügelketten anmuthig unterbrochene Ebene. Hier beginnt eigentlich erst Italien, der goldene Hesperidengarten, von dem wir Deutsche seit unserer Kinderzeit schwärmen und das wir zumeist erst als „Neuvermählte“ sehen.

„Ecco Pistoja“, sagte mein Coupéegenosse und deutete auf einen Häusercomplex mit schimmernden Kuppeln und schlanken Campanilen.

Ich musterte aufmerksam das tief unten im Sonnenschein liegende, freundliche Städtchen mit seiner lieblichen Umgebung von Olivenhainen, Rebenhügeln, Fruchtgärten, aus welchen die majestätische Pinie und die schlanke Cypresse malerisch hervorragten. Das Städtchen hatte für mich ein eigenartiges Interesse. Schon als Knabe habe ich von demselben geträumt, mich in seinen Straßen, die sich die kindliche Phantasie willkürlich gestaltete, herumgetummelt und mit Menschen verkehrt, die alle einen schwarzen Schnurr- und Knebelbart und eine rothe Mütze hatten — so dachte ich mir damals, müßten alle Italiener aussehen.

In Pistoja war nämlich mein Großvater geboren. Er war zu Ende des vorigen Jahrhunderts in Wien eingewandert, hatte eine Wienerin geheirathet und starb zur Congreßzeit. Ich hatte ihn also nicht persönlich gekannt. Nur ein feines Miniaturporträt, daß in unserer Familie aufbewahrt wurde, zeigte mir einen schönen Mann mit großen schwarzen Augen und einem lebenslustigen Lächeln um die schön geschnittenen Lippen. Von den Verwandten meines Großvaters habe ich nie etwas gehört. Als Student kramte ich einmal unter alten Familienreliquien, und da fand ich ein kleines Päckchen Briefe aus den Jahren 1797 bis 1808, welche von den Brüdern meines Großvaters herrührten. Ein Bruder Jacopo, ein Bruder Luigi und ein Bruder Francesco schreiben da ab zu Briefe, welche für meinen romantischen, sensationslustigen Sinn nur allzu nüchtern waren. Ich erfuhr daraus, daß am Maria Himmelfahrtstag des Jahres 1798 in der Umgebung von Pistoja ein großer Hagelschlag niedergegangen sei, der dem Bruder Jacopo seine Vigne verdarb, ferner daß der Bruder Luigi die große Meerschaumpfeife mit dem schönen Silberbeschlag aus Wien in hohen Ehren halte. Aus einem anderen Briefe erfuhr ich, daß Bruder Francesco gestorben sei und vier Söhne hinterlassen habe, für deren Unterhalt nun die übrigen Brüder zu sorgen hatten. In demselben Briefe wurde mitgetheilt, daß der parucchiere Salvetti wahnsinnig geworden und auf einem Esel, mit einem Palmzweig in der Hand, durch die Stadt geritten sei, daß die Esther Petrini ihren neugebornen Knaben zwischen Kissen erstickt habe und dann vom Campanile der Kathedrale S. Jacopo herabgestürzt sei. Dazwischen waren Nachrichten eingestreut über die einzelnen Familienmitglieder, über das Zahnen des Jüngstgebornen, sowie die freudige Mittheilung, daß der kleine Paolo so groß und stark geworden sei, daß er schon in die Kleider des drei Jahre älteren Egisto hineinwachse. Ein Brief enthielt die Meldung, daß der Vetter Ambrogio nachdem er es im Vaterlande vergeblich mit Allem versucht, nach Amerika ausgewandert sei, wo er sein Glück als Strohwaarenerzeuger zu machen gedenke. —

Ich war also in Pistoja. Mit einem eigenthümlich bangen Gefühl, als ob an diesem Orte die Lösung großer Räthsel meiner harrte, betrat ich die Straßen des Städtchens. Also hier hat sich Dein Großvater als Knabe herumgetummelt — diese Schänke, diesen Kaufmannsladen, diese Kirchennische, über die Dein Auge so gleichgiltig hinweggleitet, hat vielleicht sein Fuß unzählige Male betreten. Ueber diese Barrièrestöcke ist er voltigirt, auf diesem grünen Platze hat er seine Räder geschlagen, an dieser

Mauerecke „ang'mäuerlt"; vielleicht ist er sogar an diesem Blitzableiter emporgeklettert. Von jenem Fenster hat vielleicht Urgroßmütterchen den wilden Knaben mit Zeichen und Geberde gewehrt. —

Nachdenklich ging ich in's „Hotel Globo" zurück. Es wäre doch schön, dachte ich bei mir, wenn Du hier nahe Verwandte fändest, in einen Menschenkreis kämest, der Dir so weltfremd ist und doch durch die Bande des Blutes so nahe stände. Ich sah schon im Geiste ein Paar schöne, gutbäugige Mädchen dem „caro cugino" an den Hals fliegen; vor jedem jener altehrwürdigen palazzi aus den Zeiten der Republik klopfte mein Herz höher. Hier wird der „Onkel" wohnen, sagte sich mein jugendlich romantischer Sinn und malte sich die Begegnung mit dem ehrwürdigen Patrizier, einer hohen Greisengestalt mit weißem, lang herabwallendem Dogenbart, in den schönsten Farben.

Cameriere, il conto! — Nachdem ich meine Rechnung beglichen hatte, ließ ich mich mit dem sanft säuselnden, geschmeidigen Landsmann Dante's in ein Gespräch ein und fragte im Verlaufe desselben so gleichgiltig als möglich: „Giebt es hier eine Familie mit Namen C.........?"

Der Kellner stieß jenen singenden Laut aus, der als Zeichen der höchsten Verwunderung oder des Staunens über die Unwissenheit des Anderen gilt und sagte:

„Oh, che gran numero!" — „Ueberall finden Sie C......... Da haben Sie einmal den Director des schönen Hospitals, das herrliche Gebäude mit den berühmten Terracotta-Reliefs von Giovanni della Robbia."

Meine Augen glänzten. Das läßt man sich gefallen. Ein Director, vielleicht ein berühmter Gelehrter, das ist schon was. Weiter!

„Gleich nebenan, die Botega: Sale e tabacchi gehört einem C.........; haben Sie das Schild nicht gelesen?"

Ein Tabakkrämer! Den werde ich wohl nicht aufsuchen; ich beschloß, mich vorläufig an den Director zu halten. Weiter!

„Der Barbiere an der Ecke von San Jacopo, dann der spazzi camino in der via di Prato, der fornajo an der Station, lauter C........ Nächsten Mittwoch, wenn der Signore noch da ist, kann er eine interessante Gerichtsverhandlung hören. —"

Aha, dachte ich, es giebt also zwei Linien, welche diesen Namen führen. Die Einen sind Nobili, die im goldenen Buche stehen, die Anderen paeasni. Wahrscheinlich wird der Gerichtspräsident C........ heißen. Ich beschloß, mich für einen Nobile zu halten.

Der Kellner fuhr aber fort: „Das ist ein raffinirter Gauner, dieser C........ Seit Jahren schleicht er sich in die Wohnungen ein und rafft in unbewachten Augenblicken zusammen, was er an Schmuck und Kostbarkeiten erwischen kann. Aber jetzt ist er dingfest gemacht. Er bekommt mindestens fünf Jahre." —

„Genug, genug!" Meine Sippe fing an, mir etwas ungemüthlich zu werden. Ich erinnerte mich an jenen C........, der vor langen Jahren nach Amerika ausgewandert war. Dieser hatte in meinen jugendlichen Glücksträumen als Goldonkel keine geringe Rolle gespielt. Ich frug, ob er von einem solchen reden gehört.

„O ja", sagte der Kellner mich erstaunt fixirend, „man erzählt sich davon."

Also doch! Er sitzt vielleicht auf einem jener herrlichen Schlösser, welche so anmuthig aus den Olivenhainen des Apennin hervorschimmern. Nur Geduld; ich werde ihn schon zu finden wissen, den theuren Onkel. Vorläufig beschloß ich, den Onkel Terenzio, den Director des Hospitals, aufzusuchen. Man bezeichnete mir ein Haus in der Nähe des Domes, mit weitvorspringendem Dachsims in florentinischer Art, das Gebälk zierlich geschnitzt, die Fenster mit grünen Holzjalousien geschlossen. An dem reichverzierten Thore waren blanke bronzene Löwenköpfe angebracht. Man führte mich, als ich meine Visitkarte abgegeben, ins erste Stockwerk, in ein elegant eingerichtetes Arbeitszimmer. Ueber dem Schreibtische hingen zahlreiche Photographien, Herren, Damen, Kinder in verschiedenen Lebensaltern darstellend. Ich betrachtete sie mit Neugierde. Lauter Verwandte dachte ich mir, und suchte mir aus den Vielen die schönste Cousine heraus.

Da wurde die Thüre geöffnet und ein kleines, zierliches, etwa sechzigjähriges Männchen trat über die Schwelle und blickte mich befremdet an.

Jetzt erst fiel es mir ein, daß ich eigentlich gar keinen plausiblen Vorwand zu diesem Besuche hatte; denn wenn bei uns jeder Müller oder Meier den anderen Müller oder Meier auf Grund seiner Namensgleichheit besuchen wollte, so gäbe Einer dem Anderen die Thüre in die Hand. Und der Name C. war hier in Pistoja mit Müller oder Meier gleichwerthig.

Ich stotterte daher etwas von Namensgleichheit, Geburtsort meines Großvaters — und ersuchte zum Schlusse den alten Herrn, der mich verwundert durch seine Brille betrachtete, mir behilflich zu sein, meine etwaigen Verwandten aufzufinden. Ich hatte dabei schon beträchtlich von meiner Zuversicht verloren.

Der alte Herr, welcher aus meinem ganzen Gehaben wohl sehen mochte, daß er es nicht mit einem raffinirten Bettler zu thun habe, lächelte zu dieser Zumuthung und sagte: „Wenn Sie nach Ihren Verwandten forschen, da thäten Sie wohl am besten, auf's Municipio zu gehen, wo Sie ohne Zweifel die befriedigendsten Aufklärungen finden werden. Hier und in der Umgebung existiren an dreihundert Familien dieses Namens. Mir ist nicht bekannt, daß Einer unserer Vorfahren nach Wien ausgewandert wäre." — Indeß freue er sich, fuhr er verbindlich fort, mich kennen gelernt zu haben, und sei gerne bereit, mich auf einem Rundgange durch die Stadt zu begleiten und mir ihre Kunstschätze zu zeigen. Und das that er denn auch in der liebenswürdigsten Weise.

In mein Hotel zurückgekehrt, sollte ich auch die Kehrseite dieser Entdeckungsfahrt kennen lernen. Ich hatte mich kaum niedergesetzt, um einen Brief zu schreiben, als es an die Thüre klopfte. Auf mein: Herein! stürmte ein langer, hagerer Mann in braunem Sammtflaus herein und flog mit den Worten: „Caro mio cugino" an meinen Hals. Jetzt hatte sich der Spieß umgekehrt. Der Kellner hatte mich für den Sohn des Vetters aus Amerika gehalten und ausgesprengt, daß ich gekommen wäre, um meine Verwandten aufzusuchen, wobei er die Vermuthung aussprach, daß ich jedenfalls nicht mit leeren Händen komme.

Es stellte sich auch bald heraus, daß mein neuer Herr Vetter in momentaner Geldverlegenheit sei und sich daher an mich, als seinen nächsten Verwandten, um Hilfe wende.

Bald darauf klopfte es wieder und herein trat an der Spitze einer kleinen Compagnie von Kindern, die Blumensträuße in den Händen trugen, eine hübsche, aber ärmlich gekleidete Frau, die sich auch als eine geborene C. bekannte, und, wie sie sagte, die Gelegenheit nicht versäumen wollte, ihren lieben Herrn Vetter aufzusuchen und sich nach dem Befinden der übrigen theuren Anverwandten zu erkundigen. Gleich darauf fing sie an, von ihrem Unglücke zu erzählen; ihr Mann sei vor einem Jahre gestorben und habe sie mit ihren fünf Würmern allein zurückgelassen. Sie habe wohl einen kleinen Besitz, aber der schwinde täglich mehr dahin. Im Verlaufe des Gesprächs deutete sie mir an, daß sie gerne ihre Wittwenschaft aufgäbe, ja selbst ihr Vaterland verlassen wolle, wenn — —

Der Krater ihrer Gluthaugen bedeckte mich dabei mit heißer Lawa.

Mir lief es trotzdem eiskalt über den Rücken. Meine Verwandtschaft wurde mir unheimlich, und ich beschloß, so schnell als möglich aus der Stadt meiner Väter zu fliehen, die mir gefährlich zu werden drohte. Ich bezahlte rasch meine Rechnung und fuhr, ohne rückwärts zu sehen, zum nächsten Zuge. Als ich dem Vetturin die Taxe bezahlte, sagte dieser im vertraulichen Tone: „Aber Herr Vetter, eine buona mancio werden Sie doch geben." Also wieder ein Verwandter, seufzte ich, zahlte meinen Obolus und stahl mich so schnell als möglich ins Coupé. — „L'Opinione", „La Tribuna", „Il Secolo", „Popolo Romano" — schrie ein Zeitungsjunge und fuchtelte mit seinen Blättern mir unter der Nase herum. „Nehmen Sie nichts, Signor C.", rief er mich an; „aus Freundschaft wenigstens, denn auch ich bin ein C.", sagte er mit dem Stolze Coreggio's. —

In diesem Augenblicke setzte sich der Zug in Bewegung; ich warf meinem Herrn Vettern einen Soldo zu und schwor mir, nie wieder den Schleier zu lüften, der meinen Stammbaum so wohlthuend umhüllt.

Modebrief.

Von Traute Dockhorn.

(Nachdruck verboten.)

Berlin, 16. April.

Betrachtet man mit scharfem Blick die Toiletten der Damen auf größeren wie kleineren Festlichkeiten oder blättert man in englischen, französischen und deutschen Modezeitungen, so kann mit gutem Gewissen das Podbielski'sche Wort „nichts Neues vor Paris" angewendet werden. Trotz der scheinbaren Unwichtigkeit dieser Nachricht, erweckt der gleichsam in der Luft schwebende Nachsatz: „na, wartet man, es kommt schon noch" jedoch die schönsten Hoffnungen. Wir fühlen mit Gewißheit, daß — vielleicht sehr bald — etwas Neues sich ereignen muß, nur das Zittern und Zagen fällt in dem unblutigen Kampfe der Mode von heute und morgen fort. Oder nein, bängliches Herzklopfen durchbebt wohl die Eine oder Andere: wie mag Das oder Jenes zu Gesicht stehen, die Figur begünstigen oder verbösern, wie mit dem eigenen Ich in Einklang zu bringen sein? Wird das Kommende als eine Verherrlichung der Madonnenerscheinungen oder als effektvolles Beleuchtungssystem für „südliche" Schönheiten aufzufassen sein? Es läßt sich ja wohl erwarten, daß für Alle etwas abfallen wird, im Allgemeinen jedoch wendet sich die Zukunfts-Mode mehr an die schlanken Gestalten. Das Neue, ganz Neue und bisher wirklich noch nicht Angedeutete ist nämlich die Garnirung der Röcke. Vielfach läßt sich in der Geschichte der Kostüme beobachten, daß Taille und Rock abwechselnd zu Trägern der Modeideen gemacht; Zeiten, die den glatten, mehr oder minder faltenreichen Kleiderrock vorschreiben, legen das Hauptgewicht auf die Taille, d. h. die Verzierung des oberen Theiles des Gewandes, denn nicht immer entspricht dessen Form dem heutigen Begriff der Taille, dem eingeschnürten, im Gürtel zusammengezwängten Oberköper. Mieder, Brustlatz, Bauschärmel, Halskrausen und Mediciskragen begleiten die theils schleppenden, theils glockenartig steif stehenden Röcke, verhältnißmäßig einfache „Leibchen" schließen sich den überladen ausgeputzten, crinolin-unterstützten Röcken von 1750—80 an. Auch diesmal bedeutet das Zulassen von allerhand Ausschmückungen des Jupe eine Verminderung der reichen corsage-Verzierungen, letztere durch die bereits hin und wieder aufgenommenen engern resp. engen Aermel vorbereitet. Zunächst erscheint an den bisher üblichen Röcken entweder ein breiter Bandstreifen oder ein, zwei, vielleicht auch drei übereinanderliegende Volants aus Stoff oder Spitze. Bandstreifen-Abschlüsse sind augenblicklich das Eleganteste, um so mehr als dieselben eigens für diesen Zweck ohne Webekante gewebt werden, um auf diese Weise vollständig den Eindruck eines, ohne Rücksicht auf das Muster geschnittenen Stoffansatzes hervorzurufen. Im Laufe des Winters brachten wir in unseren Zeichnungen verschiedentlich leicht besetzte Röcke, auch das Brautkleid des letzten Berichtes zeigte zwei lange Spitzenbandeaux; die Modelle zu den Skizzen waren demnach die Vorläufer des neuen Geschmacks. Einige Blätter gefallen sich jetzt schon in sehr reichen Rockausstattungen, ja auch die berühmte und berüchtigte Tunica taucht in dem Bilde auf, es läßt sich jedoch kaum annehmen, ihr eher zu begegnen als bis der augenblicklich herrschende Rockschnitt beseitigt ist, was hoffentlich noch recht lange dauert. — Unter den Stoffen gelten Etamine, ein grobem Canevas ähnliches Gewebe, so wie Serge mohair und toile de laine als besonders distinguirt, und werden durch „grobe" Spitzen sehr wirkungsvoll garnirt.

Fig. 1.

Neben diesen sowohl großmaschigen als starkfädigen Spitzen spielen die Strohstickereien eine bemerkenswerthe Rolle, ja eigentlich die erste Geige, wie man so sagt. Nach Art der Perlen länger oder kürzer geschnitten, vereinigen sich die Strohröhrchen zu gracieusen Mustern auf schwarzem, weißem oder farbigem Tüll. Die eine der heutigen Scizzen giebt eine solche Strohstickerei wieder, leider nur andeutungsweise, wie überhaupt der, der ganzen Toilette eigne Farben-Zauber nicht zur Geltung zu kommen vermag. Die glatte Passe sowie ie dengen Aermel und der ungefähr 6 Meter weite Rock bestehen aus matt blauem Serge mohair, die, durch einen Knoten auf der Achsel zusammengefaßte, den Grundärmel frei lassende, Puffe, Stehkragen und Rocksaum dagegen aus schwarzem Satin antique. Die auf schwarzem Tüll ausgeführte Strohstickerei umschließt die untere Hälfte der Taille und fällt, wenig eingezogen als Volant auf den schwarzen Schlußstreifen des Rockes. Eine Rüschen-Puffe aus heliotropefarbenem Seidenkrepp deckt den Spitzenkopf, von gleichfarbenen großen Rosetten unterbrochen, die immer kleiner werdend, vorn bis zum Gürtel aus heliotropefarbenem Sammt aufsteigen und das Handgelenk umrahmen. Die Farbenverbindung von mattblau und mittellila hat wohl etwas befremdendes, wird jedoch durch das Schwarz so fein gemildert, daß ein farbiges Bild vielleicht augenbeleidigend wirkt, das von Felix in Paris stammende Kostüm jedoch entzückend zart aussah. Blau und Lila an einer Toilette zu vereinen, ist zur Zeit sehr beliebt, nur muß ersteres stets Grund-, letzteres Begleitfarbe bilden — umgekehrt sieht die Sache nämlich ganz häßlich aus — und stets durch Schwarz gebunden werden.

Die zweite Zeichnung zeigt ein Costüm für ein junges Mädchen aus havannabraunem, feinem Tuch. Die gleichfarbenen kurzen Sammet-Puffen scheinen durch die eng anschließenden und in Zacken auslaufenden Unterärmel in die Höhe geschoben. An der Taille fällt der Zusammenhang von Passe und Gürtel auf, der vorn durch ein, im Rücken durch zwei Streifen vermittelt wird, und ein Arrangement aus fein gekreppten crêmefarbenem Tüll deckt. Der Hut aus schwarzem Florentiner Geflecht trägt einen vollen Kranz aus den äußersten, gebogenen Spitzen der Spielhahnfeder, von denen ein dichtes Bündel seitlich hoch aufragt, welches zwei hellrosa Rosen abschließen. Gleiche Rosen umgeben den Sammet-Stehkragen, von dem nur unter dem Kinn ein Stückchen frei bleibt.

Fig. 2.

Als Promenaden-Schuh bleibt die Facon Molière beliebt, neu dagegen ist die Verarbeitung von weißem Leder zu diesem Zweck und hier gilt peau de daim, Damhirschleder als chic. Leider kommen sehr hohe Hackenschuhe wieder mehr in Aufnahme, die aber auf den Salon beschränkt bleiben. Füßchen, die nur auf dem Parquet umhergleiten oder auf weichen Polstern ausruhen, dürfen sich so etwas gestatten; wer aber fest stehen und sicher gehen will, läßt nicht von dem breiten englischen Absatz.

Verantwortlicher Redakteur: Oskar Elsner in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.